Nebraska

Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 28. Grand Island, Nebr., 6. Dezember 1907. (Zweiter Theil.) Nummer 15.

Erinnerung.

Von Dom. Wanderer.

Aus der holden Jugendzeit
Tönt ein Lied mit süßen Klängen
Sanft wie Mutter Innigkeit,
Fromm, als ob es Engel sängen.

Einmal, einmal möcht' ich nur
Wiederum als Kind mich fühlen,
Und daheim auf grüner Flur
Mit den andern Kindern spielen.

Einmal möcht' ich noch als Kind
Meiner Mutter Märchen lauschen,
Lauschen wie im Abendwind
Meiner Heimath Wälder rauschen.

Und dann möcht' ich einmal blos
Meinen Kopf noch schmeichelnd legen
In der treuen Mutter Schooß,
Bitten sie um ihren Segen.

Meine Suse.

Die Geschichte einer Fliege. Von **Karl Böttcher.**

Leutnant Helmer lag in seiner kahlen Kasernenbude auf einer nicht eben sehr weichen Lounge.

Er dachte nach. —

Wenn Leutnant Helmer nachdachte, wollte er nicht gestört sein. Das wußten seine Kameraden, das wußten die Ordonnanzen und das wußte sein Bursche, der vieledle Bernhard.

Diesern Bernhard trug auf der rechten Wange ein großes Feuermal, was denn zu dem geistvollen Witz veranlaßt hatte, ihn „Helmers Bernhardiner" zu nennen.

Wenn Hans Jochen Helmer nachdachte, hatte Bernhard in der Tat die Funktion eines treuen Bernhardiners zu übernehmen: er mußte wachen, d. h. er stand oder lag vor der Leutnantsstube und sorgte, daß niemand seinem Herrn zu nahe kam.

Die Mannschaften schlichen über die Korridore, Vizewachtmeister Wonniglich hatte seinen Säbel hoch, Frau Wachtmeisters Seidenpinscher zog seine Krallen ein, falls er am Leutnantsquartier vorbeitappte, — kurz: der Korridor der zweiten Schwadron glich in seiner Ruhe einem Friedhof, sobald Bernhard wachte und Herr Leutnant Helmer dachte. — — So auch heute.

Nur Leutnant von Hennig trällerte lustig ein Reiterliedchen und trat an seines Freundes Thür; aber wie ein bissiger Köter schoß Bernhard auf Herrn von Hennig los, und aller Ordnung zum Trotz flüsterte er energisch: „Bst, Herr Leutnant, nicht singen! Herr Leutnant Helmer denkt nach!" — —

„Ah — — so! — Na, dann halten wir eben unser hochadeliges Mäulchen und kommen ein andermal wieder!"

Er stieg auf den Zehen davon.

Hans Jochen war heute in einer Stimmung, die alles andere als rosig bezeichnet werden kann, und es war Herrn von Hennigs Glück, daß er dem treuen „Bernhardiner" Ordre parierte.

Hans Jochen überdachte zunächst die dienstliche Lage seines Daseins. — Die war nicht schlecht.

Bei den Kameraden beliebt, von seinen Vorgesetzten geachtet und von den Mannschaften geliebt — na, das war so ziemlich wonniglich. Aber — — aber — — die pekuniäre Seite seiner Existenz!! — — Hans Jochens Stirn bekam krause Falten.

Seine Lage war schief, sehr schief! Das verhehlte er sich nicht einen Augenblick. Die fünf Jahre, die er nun den bunten Rock getragen, waren nichts als ein stetes Kämpfen gewesen, ein Balgen mit Rechnungen und Gläubigern.

Sein Vater, ein hoher Gerichtsbeamter, war längst gestorben, und von der schmalen Pension der Mutter konnte er so gut wie nichts erhalten, und so war sein reicher, aber geiziger Onkel Krause sein einziges Hoffnungslicht gewesen. — Auch das war nun erloschen; denn vor drei Wochen hatte sich Herr Krause von dieser Welt verabschiedet und ihm nichts hinterlassen als ein altes — Bild, ein Jagdstück in einfachster Ausführung. Heute war es angekommen, und Bernhard hatte es im Zimmer aufgehängt.

Hans Jochens Kameraden waren empört über Herrn Krauses Unthat und fanden Helmers Pietät zum mindesten unangebracht. — —

Hans Jochen war noch nicht zu Ende mit Nachdenken; jetzt kam erst der schwerere Theil: Wie soll ich nun meine vierhundert Thaler Schulden aus der Welt schaffen?!

„S — — s — — s — — s — —" summte es durch das Zimmer, intensiv und gleichmäßig.

Hans Jochen horchte auf. — Da, wieder das Summen! — — Unglaublich! Die gesammte Schwadron erstarrte in Stummheit, wenn er nachdenkt — und so ein ganz infamiges Fliegenthier erlaubt sich, zu summen und auch noch in seiner unmittelbaren Nähe.

„Ruhe!" schrie Hans Jochen.

Das Summen schwoll an.

„Halt's Maul!" — —

Das Summen erhob sich zu posaunenhafter Größe. — —

„Bist du elendes Vieh denn ganz verrückt?" schrie Leutnant Helmer in höchsten Zornestönen. Mit blitzartigem Griff packte er seinen rothen Lederpantoffel und klirr — — klirr — — krach — — !"

„Herr Leutnant, was gibt's?" — — Des treuen Bernhards schediger Kopf zwängte sich durch die Thürspalte.

„Schaf! — — Siehst du nicht, daß ich mit sicherm Wurf das Erbtheil meiner Väter zerschmetterte?! — — Mensch, du gehst sofort drei Tage ab, drei Tage in die Lade, wenn du mir nicht augenblicklich diese miserable Fliege arretierst und mir zur Bestrafung vorführst. Aber krümme ihr kein Haar, Mensch; denn ich will eine fürchterliche Strafe entdecken: sie soll in dem Kaffee ersaufen, den du mir vorhin servirt hast!"

„Herr Leutnant?" — —

„Aus!! — — Los, auf die Jagd!" — — —

Und Bernhard ging auf die Jagd: bald hockte er auf dem Ofen, bald auf dem Kleiderschrank — und das Fliegenthier brummte vergnügt dazu. — Währenddessen untersuchte Hans Jochen das Werk seiner Zerstörung. Die Glasscheibe des Bildes war vollständig zersplittert, einige der spitzen Scherben hatten sogar das Bild selbst durchbohrt, und wie Hans Jochen die Glassplitter recht vorsichtig herausziehen wollte, zerriß das ganze Bild, und aus seinem Innern quollen, wie von unsichtbarer Hand geschoben drei — vier — fünf und immer mehr große, blaue Kassenscheine hervor. —

Starren Blicks und mit zitternder Hand hielt Hans Jochen das kostbare Bündel.

„Des Onkels Schatzkammer!" flüsterte er. — — In diesem Augenblick jubelte Bernhard vom Kleiderschrank herunter: „Ich habse, Herr Leutenant, ich habse!" — —

„Drück' sie nicht, Mensch, drück' sie nicht!" sagte Hans Jochen flehend. Er barg die Banknoten hastig in seiner Tasche und nahm dann seinem Burschen den Brummer vorsichtig wie ein Kleinod aus der Hand.

„Du gutes Mätzel, du gutes liebes Ding! Komm, ich will dich hegen und pflegen, meine gute, liebe Suse! — — Er nahm eine Zigarettenschachtel, stach etliche Löcher in den Deckel, streute eine Prise Zucker in das Innere und sperrte dann vorsichtig das arretirte Fliegenthier hinein.

„Verzeihe, meine liebe Suse, daß ich dich in so elenden Pappkäfig stecke! Heute abend sollst du einen Palast aus purem Silber haben." —

Bernhard sah bleich und mit schlotternden Knieen dem Gebahren seines Herrn zu und schlich dann verstörten Angesichts hinaus. — Soeben trat Leutnant von Hennig an die Tür.

„Nun, vielliever Bernhard, ist dein Herr und Meister jetzt zu sprechen?"

„Herr Leutnant, gehen Sie nicht rein. — Ich gloobe, bei Herrn Leutnant Helmer ist's hier oben nicht ganz richtig!" Er zeigte an die Stirn.

„Quatschkopp!" — —

Herr v. Henning klinkte. Die Thür blieb verschlossen.

„Hans Jochen?!" — —

„Entschuldige mich bitte, Willy! Ich habe nothwendig etwas zu erledigen!"

„Du machst mir doch keine Dummheiten, auf die du etwa durch dein Nachdenken gekommen bist?!"

„Unsinn! Ich habe mich mein Lebtag noch nicht so wohl gefühlt, wie heute!" —

„Na, dann viel Plaisir!" —

„Danke. — Willst du vielleicht mal die Freundlichkeit besitzen, die Kameraden heute Abend in meinem Namen ins Kasino zu bitten, zu einem Löffel Suppe und 'nen Schluck Wein!"

„Aber wie kommst du denn dazu?"

„Erklärung folgt heute abend. Also geh' nur."

Zwei Stunden später stand Hans Jochen im ersten Juwelierladen der Stadt und erstand eine kleine, massivsilberne Kassette. In den Deckel ließ er zwölf Löcher bohren und dann schritt er äußerst gut gelaunt zur Kaserne.

Ein Mann seiner Schwadron stand Posten und salutirte.

„Der Griff war gut, Meinig! — Holen Sie sich nach Ablösung auf Wache einen Thaler!" — — Wie des wackern Ulanen Antlitz strahlte! —

— — — — — In seinem Zimmer quartierte Hans Jochen zunächst die Fliege, die sich anscheinend sehr wohl befand und vergnüglich brummte, aus der Zigarettenschachtel in die silberne Kassette.

„So, meine Suse, das wird dein Heim, du hast es ehrlich verdient!" —

Am Abend versammelten sich die jungen Herren des Offizierskorps im Kasino.

Man aß, man trank — und wußte nicht, welchem Zufall man diese Genüsse zu verdanken hatte.

„Geduld — Kinder, Geduld!" vertröstete Hans Jochen die Allzustürmischen, die ihn immer und immer wieder anzapften.

Endlich erhob er sich.

„Werthe Kameraden!"

„Bravo!!" — — —

„Bitte ausreden lassen! — Werthe Kameraden! Seit heute bin ich ein anderer Mensch; denn seit heute habe ich Geld! — Ich habe seit heute keine Schulden mehr. Ich bin seit heute imstande, Ihnen das „Krauseessen" mit Zinsen zu bieten. Kurz: Ich bin glücklich. Und das alles verdanke ich — meiner Suse!"

„Ah — — ah — — !"

„Hoch Helmers Braut!"

„Ist sie hübsch?"

„Aus guter Familie?"

„Wann ist Verlobung?"

Von allen Seiten erschollen solche und ähnliche Zurufe.

Hans Jochen lächelte verschmitzt.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Suse schildere: Sie hat große, braune Augen."

„Gut — gut, ganz mein Fall!" flötete der kleine Hagen.

„Sie hat Füßchen, — so klein — Sie haben keine Ahnung — —!"

„Und kann doch auf großem Fuße leben!" warf Leutnant von Hüttig ein.

Hans Jochen nickte nur und fuhr fort:

„Meine Suse hat — sechs Beine, viere zum Laufen und zweie zum Bremsen!"

Alles johlte und schrie.

„Seine Braut ist ein Insekt!"

„Eine elende Mißgeburt!"

„Bitte, bitte, meine Herren! — Meine Suse hat nette Flügel und kann wunderschön brummen!"

Er winkte Bernhard und dieser brachte auf einem Tablett die silberne Kassette.

„Sehen Sie, meine Herren, in diesem Käfig steckt meine Suse!"

Man warf mit Bierfilzen und Sektstöpseln nach Suses Domizil und machte allen möglichen Ulk dazu, bis sich Hans Jochen das ernstlich verbat.

„Meine Herren, Sie sind undankbar und pietätlos. Lassen Sie sich die Geschichte meiner Suse erzählen, und Sie werden mich verstehen!"

Und er erzählte, wie er am Nachmittag nachgedacht, wie ihn die Fliege gestört und er seinen Pantoffel nach ihr geworfen. Wie er das von Onkel Krause geerbte Bild verwundet und aus der Wunde diese große Menge Geldes gekommen sei. — „Und nun, meine Herren, entscheiden Sie: Wem habe ich in letzter Linie meinen Besitz — und Sie dieses Liebesmahl zu danken?"

Man erhob sich von den Plätzen und einstimmig ertönte es: „Der Fliege! der Suse!"

* * *

Leutnant Helmers Suse stand nun in hohem Ansehen im Regiment. In den Räumen der zweiten Schwadron wagte niemand mehr eine Fliege zu tödten. Man konnte doch nicht wissen, ob das Opfer nicht Herrn Leutnants Suse sei, die vielleicht eine Promenade durch die Mannschaftsstuben unternommen hatte.

Die Geschichte mit Hans Jochens Suse hatte noch einen anderen Erfolg; die Offiziersburschen erzählten wenigstens davon.

„Mein Leutnant hat gestern alle alten Bilder — —!"

„Meiner auch!"

„Meiner auch!"

„Meiner auch!"

Alle Leutnants hatten eben — nun was? Sie hatten alle alten Bilder untersucht, ob nicht auch in Staub und Spinnenweben ein Bündel Banknoten den hundertjährigen Schlaf schlummere und seiner Erlösung harre.

Ueber den Erfolg der Bilderstürmerei wußten leider die Burschen nichts zu sagen.

Das war im Mai 1870.

* * *

Drei Monate später. — Am Ardennenwalde in Frankreich loderte Wachtfeuer an Wachtfeuer. Um einen der brennenden Holzstöße hatten sich die Offiziere des X. Ulanenregiments versammelt.

„Nun, Hans Jochen, was wird deine Suse zu Hause machen?" fragte Herr von Hennig.

„Meine Suse? — die macht zu Hause gar nichts; denn die habe ich mit!"

„Du bist verrückt, Kerl!"

„Danke verbindlichst! — Aber Suse ist mein Talisman; sie hat mir Glück gebracht! Warum sollt ich sie nicht mitnehmen?!"

Er zog unter seiner Feldbinde eine kleine, silberne Schachtel mit etlichen Löchern hervor und blickte liebevoll hinein.

Da gab es stillen Alarm. Im Nu faßen die Schwadronen zu Pferde. Die Treffen wurden geordnet, und wie ein Ungewitter stob es den Föhrenberg hinab! Das war ein grausig schönes Bild: Das Jagen und Hasten und Stürzen, das Aufbäumen der getroffenen Rosse, und die Musik dazu — das Knattern der Chassepots!

Hans Jochen war seiner Schwadron weit voran. Sein Vollblut griff mächtig aus. Er schwang, aufjauchzend vor Kampfeslust, seinen Pallasch im Kreise.

Da traf ihn ein furchtbarer Stoß an den Leib und dann fuhr es ihm wie mit glühender Hand an der Hüfte entlang. Einen Augenblick benahm es ihm den Athem und er knickte zusammen. Er drohte vom Pferde zu stürzen — und hinter ihm brauste donnernd die Masse seiner Reiter.

Da faßte eine nervige Faust in die Zügel seines Pferdes, riß das Thier beiseite und in wenigen Minuten waren sie außer Bereich der Brigade.

Der treue Bernhard hatte seinen Herrn gerettet. Er bettete ihn auf den Rasen, öffnete ihm die Halsbinde, stellte seine Feldflasche neben den Verwundeten und stob dann seiner Schwadron wieder nach.

* * *

Als Hans Jochen aus seiner Ohnmacht erwachte, lag er in einem fliegenden Lazareth. Der Oberarzt trat auf ihn zu.

„Na, Herr Leutnant, ich gratuliere! Ein kleiner Streifschuß. In acht Tagen können Sie wieder zu Roß. Aber wenn Sie nicht zufällig die silberne Streichholzschachtel im Gurt gehabt hätten — au weih!! Ein Unterleibsschuß, prima! Noch ein „Vater unser" und dann: Fahr wohl, du schöne Welt! — Sehen Sie, so hat die Kugel die silberne Schachtel zerwürgt!" — Der Oberarzt nahm aus seiner Tasche einen silbernen Klumpen und reichte ihn dem Verwundeten.

Hans Jochen blickte lange und feuchten Auges auf die Schachtel, dann sagte er leise: „Meine Suse". *

Globetrotter.

Wenn behauptet wird, in unseren Tagen sei ein Seume oder Gerstäcker einfach undenkbar und unmöglich, so ist dies nur relativ wahr. Andere Zeiten, andere Voraussetzungen, andere Erfahrungen, der Kern der Sache bleibt aber im Prinzip stets derselbe. Er wechselt nur sein Kleid, seine Umhüllung. Heute spaziert man nicht mehr nach Syrakus, dafür reist man mittelst Auto von Peking nach Paris. Das hauptsächlichste Unterscheidungsmerkmal zwischen diesen zwei Ereignissen liegt jedoch darin, daß Seume als Globetrotter auszog, die Welt kennen zu lernen, während Prinz Borghese schon bei Antritt seiner Reise eine ganz bestimmte, feststehende und unabänderliche Route im Auge hatte, die als solche der Zweck der Reise war.

Wer viel in der Welt herumreist und weit herumkommt, mag ein vortrefflicher Reisender sein, braucht aber noch lange nicht den Globetrottern zugezählt zu werden. Dazu fehlt ihm vielleicht die allerwichtigste Voraussetzung — und das sei vorweg als springender Punkt des Ganzen betont —, der innere Trieb zu reisen, die innere, unstillbare und nie einzudämmende Gewalt, die den Menschen von Ort zu Ort jagt und durch die weite Welt treibt. Im gewöhnlichen Leben sagt man, solche Menschen haben kein Sitzfleisch, sie halten es nirgends lange aus und man rechnet es ihnen als argen und groben Fehler an. Die Wissenschaft zeigt uns aber, daß wir es in solchen Fällen sehr oft mit krankhaften Anlagen zu thun haben, mit gewissen atavistischen Merkmalen, mit ererbten Zeichen einer Degeneration oder aber mit stark ausgeprägten Symptomen einer nach einer ganz bestimmten Richtung dirigirenden Geistesanlage und Entwicklung. Der Hang und Drang, durch die Welt zu schwärmen, braucht nicht einem einzelnen Individuum allein eigen zu sein, ein ganzes Volk, eine ganze Rasse kann ihm unterworfen sein. Es sei nur auf gewisse Völkerschaften Asiens, Afrikas und nicht zuletzt die Wanderzigeuner hingewiesen, die sicherlich ausgemachte Globetrotter sind.

Der Turiner Gelehrte Lombroso und dessen eifrigster Schüler Cav. Ferri, Staatsanwalt in Como, haben sich mit dieser Frage sehr eingehend befaßt. Ferri hat sogar den Wandertrieb der Kinder studirt und seine Erfahrungen im Kapitel Landstreichende Kinder niedergelegt. Für Lombroso ist das Globetrotterthum eine Sache der Nerven" — eine psychische Störung, und er führt für diese Ansicht eine ganze Reihe historischer Beispiele an. In dieser seltsamen Liste finden wir merkwürdiger Weise die besten Namen — Namen großer, berühmter Männer, Namen der Genialen.

Es wäre aber doch gewiß etwas Fürchterliches, wenn jeder, der viel herumreist, ohne daß er hierzu durch seinen Beruf gezwungen wäre, gleich als verrückt angesehen werden sollte. Anderseits kann man auch nicht zwischen der Eigenthümlichkeit, Art und dem Wesen eines Volkes und dem individuellen Gehaben eines Einzelnen Vergleiche ziehen und daraus Schlüsse konstruiren, die unter allen Umständen verbindlich sind. Anderseits muß aber zugestanden werden und den Worldtrottern nachgerühmt werden, daß in ihrem Gehaben etwas Artistisches und Bezwingendes ist, denn sie schöpfen aus ihrem Globetrotterthum reiche Schätze, die Gemeingut der Welt werden. Das Reisen ist bei ihnen auf ein weit höheres Niveau gestellt, als es unsereiner vielleicht begreifen würde.

Vor etwa zehn Jahren traf ich durch Zufall in London einen jungen Reichsdeutschen, der viel von seinen Reisen in Südamerika zu erzählen wußte. Durch seine Papiere konnte er leicht beweisen, daß er all die Plätze, die er anführte, auch thatsächlich besucht hatte. Als ich nach einigen Wochen von ihm Abschied nahm und ihm mein nächstes Reiseziel nannte, rief er mir auf dem Bahnhofe noch ein „Wiedersehen in St. Petersburg" zu. In der russischen Hauptstadt traf ich ihn freilich nicht, dafür begegnete ich ihm aber nach etlichen Jahren in Charbin. Er „bummelte" gerade in Asien herum. Aus seinem Passe konnte ich sofort ersehen, daß er mich thatsächlich in Petersburg gesucht hatte, von dort war er mir nach Moskau, Warschau, wieder zurück nach Moskau, Nischni-Nowgorod, Perm und schließlich nach Sibirien nachgeeilt. Nun wollte er hier bleiben und sich für Australien „vorbereiten", denn diesen Erdtheil kannte er noch nicht. Seine Verhältnisse gestatteten ihm dieses Globetrotterthum; er war ganz unabhängig, hatte genügend Geld und brauchte nach keinem Menschen zu fragen. Er verfolgte den einzigen Zweck, die Welt und die Menschen kennen zu lernen — besonders die Menschen, denn die studirt man nie aus. So sprach ein junger Mann von 25 bis 26 Jahren. Ich wollte wissen, ob ihn vielleicht eine „unglückliche Liebe" — in seinem Alter wohl das Nächstliegende — durch die Welt jage, er lachte dazu und meinte gelassen: „Ich weiß ganz genau, daß die erste Liebe die letzte und die letzte Liebe die erste ist — bei dieser bin ich aber noch nicht angelangt."

In einem sind uns die Globetrotter unter allen Umständen weit über: in der Kunst des Reisens. Gar so einfach ist diese Kunst nicht, denn wir müssen eben einen Unterschied zwischen der gewollten und der uns aufgezwungenen Reise machen, einerlei, ob die aufgezwungene thatsächlich einem fremden Willen entspringt oder aus einer Reihe von Umständen, die den Zwang wohl stark mildern, ihn jedoch keineswegs so aufheben, daß man von absoluter Willensfreiheit sprechen kann. Hierher sind sicherlich auch die Bade- und Erholungsreisen zu rechnen, wie überhaupt alle jene, die schon bei Antritt der Reise ein bestimmtes Ziel im Auge haben. Dieses feststehende Ziel fehlt, wie wiederholt betont, beim Worldtrotter völlig, oder aber es ist zumindest so stark variabel, daß man es nicht ernstlich in Betracht ziehen kann.

Während meines mehrjährigen Aufenthalts in Hamburg lernte ich einen Mann kennen, der infolge vielen und sehr starken Rauchens sich einen Bronchialkatarrh zugezogen hatte. Da er über genügende Mittel verfügte, beschloß er, dem Rathe des Arztes zu folgen und eine längere Seereise zu machen. Er kaufte sich ein Billett für den nächstfälligen Dampfer nach New York, reiste ab; kaum war er jedoch in New York angekommen, kaum hatte er den amerikanischen Boden betreten, löste er sich ein Billett für den am nächsten Tag schon abgehenden Dampfer einer englischen Linie und fuhr nach London. Er hatte in New York kaum achtzehn Stunden zugebracht. In London angelangt, bestieg er ein Themseschiff und dampfte nach Hamburg zurück.

Diese ihm im gewissen Sinne doch aufgezwungene Reise hatte eine merkwürdige Wandlung in ihm vollbracht. Er war ein Ganz Anderer geworden, hielt es in Hamburg nicht mehr aus, ordnete eines Tages seine Angelegenheiten und ging auf und davon. In der ersten Zeit ließ er hie und da von sich hören — ich erhielt Lebenszeichen aus Frankreich, Italien, von Corfu, aus Griechenland, dann wieder aus Stockholm, Rotterdam, schließlich sogar aus Argentinien, Chile — und dann blieb er verschollen. Ich weiß nicht, ob er noch unter den Lebenden weilt, ist dies der Fall, dann kriecht er sicherlich irgendwo in Ländern herum, die gar nicht auf der Landkarte zu finden sind.

Ein eigenes Kapitel gebührt den Vertretern unserer lieben halbwüchsigen Jugend, die sich durch schauderhafte Abenteuerlektüre in den Wandertrieb frmlich hineinhypnotisirt. Wie oft haben wir es schon erlebt, daß solch ein Knirps sich mit dem Küchenmesser der Mutter ausrüstete und nun in die Welt zieht, um mit den Rothhäuten in Texas zu leben und zu kämpfen. Der oben citirte Staatsanwalt Ferri hat eine ganze Reihe solcher Fälle gesammelt und genau registrirt, und er kommt zu dem etwas abenteuerlichen Schlusse, darin die Merkmale nativistischen Nomadenthums zu erblicken. Die empfängliche und leicht zu erhitzenden Phantasie der Jungen ist nicht stark genug, die plötzlich losbrechende, von den Vorfahren ererbte Beeinflussung den „inneren Trieb" einzudämmen, sondern muß dem im Gegentheil folgen.

Aber das Nomadenthum der Völker war eine Naturnothwendigkeit, um auf die großen und erschütternden Evolutionen vorzubereiten und zum Theil auch durchzuführen, denen wir unsere heutige gesammte Kultur verdanken. Was hier Großes und Mächtiges geleistet wurde, das spiegelt sich nun im Globetrotterthum wieder.

Oskar Heller.

Fabelauslegung.

Einst improvisirte Voltaire in einer Gesellschaft bei Friedrich dem Großen eine Fabel, deren Nutzanwendung die Anwesenden selbst errathen sollten. Ein Mann reiste in Gesellschaft seiner drei Söhne und wurde im Walde plötzlich durch die Kugel eines im Gebüsch ihn auflauernden Meuchelmörders niedergeschossen. Die Söhne nehmen den Mörder ihres Vaters die Weite suchen. Der älteste Sohn eilt ihm nach und streckte ihn zu Boden, der zweite wirft sich neben des Vaters Körper nieder und sucht seine Wunden zu verbinden. Der dritte Sohn aber — fällt in Ohnmacht. Welcher von den drei Söhnen — so lautete Voltaires Frage — liebte seinen Vater am meisten? Die Anwesenden entschieden sich bald für den einen, bald für den anderen, bis endlich Voltaire erklärte: „Sie liebten ihn alle gleich. Nur die Stände, welchen sie angehörten, hatten Einfluß auf die verschiedenen Aeußerungen ihrer Liebe. Der älteste Sohn war nämlich Soldat, daher lag ihm nichts näher, als daß er die That rächen wollte. Der zweite war ein Arzt, weshalb er naturgemäß die Wunden verbinden suchte; und endlich der dritte, der in Ohnmacht fiel" — „war ein Federheld Ihres Schlages, mein Freund!" fiel Friedrich der Große dem Schalk ins Wort und hatte alle Lacher mit dieser Aeußerung auf seiner Seite.

Die älteste Orgel der Welt.

Der schwedische Historiker Henneberg glaubt in einem kleinen Dorf der Insel Gotland die Ueberbleibsel der ältesten bekannten Orgel gefunden zu haben. In der Hauptsache sind zwar nur das Gehäuse der Orgel erhalten, das im Laufe der Zeiten einem Reliquienschrein umgewandelt wurde;; aber man sieht noch die Löcher, durch die die Registerzüge getraten, und man erkennt auch noch ganz deutlich den Ort des Blasewerks. Das Instrument stammt, wie man annimmt, aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts.

Erfüllte Prophezeiung.

„Haben Sie gehört, Herr Professor, Ihr ehemaliger Schüler Hu ist bei dem jüngsten Schiffsunglück umgekommen?"

Professor: „Ja, der hat im Griechischen immer sehr schlecht entsprochen; ich habe ihm deshalb schon in der Schule prophezeit, daß er dereinst Schiffbruch leiden werde!"

Vorschlag zur Güte.

Goldmann: „Gewiß, Herr Baron, Raden, mein Mädel können Sie gern haben — aber Geld gibts erst nach meinem Tode!"

Freier: „Wollen wir's nicht umgekehrt machen, Herr Goldmann?"